

Als Simone als Nächstes fragte: »Wer ist jetzt da? Und für wen?«, bewegte sich die Plakette ganz langsam, aber zielstrebig auf mich zu. Ich dachte, ich träume. Und wagte kaum zu atmen. Dann schob sich die Plakette weiter und weiter, in rasantem Tempo, bis schließlich ganz klar das Wort »S-C-H-U-T-Z-E-N-G-E-L« geschrieben war. Meine Augen starrten wie gebannt auf dieses Brett. Danach bewegte sich die Plakette zum Buchstaben »J«, dann zum »K«. Sollte das ein Name sein? JK? Egal! Mein Schutzengel schrieb mir! Jetzt flog die Plakette nur so über die Buchstaben – Schutzengel haben eine unfassbare Gewalt am Brett, das war mir zu dem Zeitpunkt natürlich noch nicht klar. JK teilte mir an der Stelle mit, dass er ganz schön zu tun habe, um auf mich aufzupassen, weil ich immer so zappelig sei. Dass er aber immer da sei!

Mit einem Mal strahlte meine Mama mit ihren verweinten Augen glücklich übers ganze Gesicht, und mich durchströmte ein so warmes und wohliges Gefühl, das ich niemandem auf der Welt jemals so beschreiben kann. Ich fühlte mich geborgen, geschützt, sicher und so wohl: Mein Schutzengel war bei mir! Danach gab es noch zwei, drei andere »Gespräche« mit den Freundinnen meiner Mama, aber das realisierte ich kaum noch, so berauscht war ich von der Begegnung mit meinem Schutzengel. Insgesamt waren wir fast drei Stunden dort. Von diesem sonnigen Junitag an war ich besessen vom Brett und all den Informationen, die man bekommt. Ich muss wohl nicht mehr betonen, was für einen Riesenspaß mir diese erste Hexenbrettsitzung gemacht hat. Das war genau mein Ding.

Als wir spät an diesem Abend im Auto auf dem Weg nach Hause saßen, beseelt, aber auch ganz schön müde und k. o., bekam ich aber doch Angst. »Was war das gerade für ein komisches Geräusch?«, fragte ich mich. »War das nur der Wind? Bin ich hier allein? Sitzt direkt neben mir ein Geist, der mitgekommen ist? Oder ist es nur mein Schutzengel, vor dem ich ja keine Angst zu haben brauche?« Da waren so viele Fragen in meinem Kopf, auf die ich keine Antworten hatte. Klar, ich war elf Jahre alt, und das Erlebnis war zwar megacool, aber eben auch ganz schön furchteinflößend. Diese, meine erste, Séance begleitete mich noch Wochen, ja, Monate in meinen Alltag hinein. Denn ich zog mich nicht mehr um, ohne mich zu verstecken, weil ich mir dachte, die Geister würden mich beobachten. Statt kurz unter die Dusche zu springen, ließ ich nur noch die Badewanne volllaufen mit ganz viel Schaumbad. Da hüpfte ich dann schnell rein und bedeckte alle nackten Stellen eilig mit Schaum, weil ich dachte, die Geister guckten mir was weg. Das war so unangenehm, ich fühlte mich nur noch beobachtet. Ich realisierte mit meinen elf Jahren zum ersten Mal: Hey, es gibt Geister! Und die sind nun mal überall.

Mein Schutzengel

Was ich von meiner ersten Ouija-Board-Sitzung definitiv mitgenommen habe, ist das Band zu meinem Schutzengel – das nun schon seit 23 Jahren besteht. Er ist seitdem bei all meinen Ouija-Board-Sitzungen immer der Erste, der Kontakt zu mir aufnimmt, um mir mitzuteilen, dass er da ist. Ein großartiges, beruhigendes Gefühl!



Als elfjähriges Mädchen gab es aber eine Zeit direkt nach der ersten Begegnung, in der ich regelrecht besessen von ihm war. Von JK. Für mich als Kind war es natürlich etwas Megabesonderes, einen eigenen Engel für mich zu haben! Ich laberte von morgens bis abends mit ihm, weil ich ja jetzt wusste, dass ich nie allein war. Mein ganz persönlicher Schutzengel passte auf mich auf. Morgens im Bett, wenn ich aufwachte. In der Schule auf dem Pausenhof. Oder nachmittags beim Eisessen. Natürlich sprach ich immer nur mit ihm, wenn ich allein war. Was hätten meine Freundinnen sonst von mir gedacht? Ich fantasierte viel, wie er aussehen könnte: Von der ersten Sekunde an war er in meinem Kopf ein riesiger weißer Engel, männlich,

wenngleich Engel ja geschlechtslos sind. Seine Flügel waren so riesig, dass seine Flügelschläge Stürme auslösen konnten. Gleichzeitig hatte mein Schutzengel eine extrem helle, positive und warme Aura – die er natürlich immer noch hat! Irgendwann war in meiner Teenagerzeit alles voll mit seinen Initialen: Mein Schulranzen, mein Federmäppchen, mein Tisch in der Schule, alles war vollgekritzelt mit »JK« in schwarzer Farbe. Ich weiß bis heute nicht, wofür die Buchstaben »JK« stehen, aber ich packte sie überallhin wie ein verliebter Teenager. Gott sei Dank konnte ich mich damals noch nicht tätowieren lassen, sonst würde JK heute sicher an mehreren Körperstellen prangen.

Nachdem meine Mutter und ich mit eigenen Augen gesehen hatten, wie mich mein Schutzengel kontaktierte, fiel ihr auch eine Situation ein, in der dieser definitiv schon bei mir gewesen war – und davon erzählte sie mir aufgeregt. Als Fünfjährige war mir etwas passiert, bei dem ich eigentlich hätte sterben müssen. Aber mir wurde kein Haar gekrümmt.

Bei uns in der Graefestraße gab es um die Ecke, nur circa dreihundert Meter von unserem Haus entfernt, einen Dönerladen. Da gingen wir einmal die Woche hin und kauften für die ganze Familie Essen. An jenem Abend war ich nur mit meinem Vater unterwegs. Während er in der Schlange stand und wartete, bis er mit unserer Bestellung an der Reihe war, wurde ich unruhig. In dem Laden standen drei Stehtische aus schwarzem, massivem Metall mit schwerer Marmorplatte. Die hatte einen guten halben Meter Durchmesser. Perfekt zum Turnen! Ich war ja noch so klein, dass ich noch gut unter den Tisch passte. Erst probierte ich, die Stange herunterzurutschen. Dann wollte ich am Tischrand eine Runde baumeln. Da passierte es, alles ging so schnell. Bämm. Der Tisch kippte rückwärts mit mir um. Ich sah noch meinen Vater mit weit aufgerissenen Augen auf mich zurennen. Aber jegliche Hilfe kam zu spät. Für mich stand für einen kleinen Moment die Welt still. Wie in Zeitlupe fiel ich zu Boden. Mein Herz raste. Der schwere Tisch und ich, wir gingen gemeinsam mit einem lauten Knall zu Boden. Die Marmorplatte flog dabei so knapp an meinem Kopf vorbei – da hätte nicht mal mehr ein Haar zwischen meinem Schädel und diesen schweren Stein gepasst. Ich lag auf dem Fliesenboden, zitternd. Die Tischplatte hatte mich knapp verfehlt, dennoch klemmte ich unter dem Tisch fest und konnte mich kaum bewegen. Geschweige denn aufstehen. Es brauchte drei erwachsene Männer, um ihn wieder aufzustellen. Ich kam langsam auf die Füße und hatte nur Schiss, dass ich jetzt richtig Ärger bekomme von meinem Vater. Dabei freute der sich einfach nur riesig, dass ich keinen einzigen Kratzer hatte. Er guckte mich von oben bis unten an. »Geht es dir gut? Tut dir was weh?«, fragte er. Mein Vater zitterte dabei am ganzen Körper. Ich schüttelte den Kopf. Er murmelte vor sich hin: »Was hätte ich nur deiner Mutter sagen sollen, wenn dir was passiert wäre?! Was hast du dir dabei gedacht?!« Das war noch mal gut gegangen. Aber keiner in diesem Laden verstand, wie mir dabei nichts passiert war.

Dass JK immer bei mir ist, zeigte er mir ein zweites Mal eindrucksvoll bei einem Ausflug mit meiner Mutter. Ich war schon zwanzig Jahre alt und brauchte ein neues Turnierpferd.

Insgesamt bin ich übrigens 16 Jahre erfolgreich Dressur geritten, und jeder, der den Reitsport kennt, weiß, dass man dabei häufig Blessuren bekommt. Alle um mich herum sind mindestens einmal schwer gestürzt, brachen sich den Arm oder eine Rippe, bei meiner Mutter war es das Steißbein. Aber egal wie oft ich vom Pferd gefallen bin, ich landete immer ausnahmslos auf meinen Füßen. Und das, obwohl ich oft junge, wilde Pferde hatte, die erst eingeritten werden mussten. Auch da würde ich heute sagen: Schutzengel! Danke!

Mit 16 las ich dann in einer Zeitungsanzeige von besonders schönen Tieren auf einem Bauernhof in Dresden. Also fuhren meine Mutter und ich dorthin, die angebotenen Pferde klangen wirklich vielversprechend. Der Hof selbst wirkte ziemlich heruntergekommen, und auch die Pferdeboxen waren dunkel und alles andere als einladend. Da machte uns der Hofbesitzer einen düsteren Stall auf, und vor uns stand ein pechschwarzer, komplett verwilderter, aber so wunderschöner Hengst, ein Rappe. Da war mir sofort klar: »Das ist mein Pferd!« Rückenmaß 175 bis 180 Zentimeter, unglaublich muskulös. Ich nannte ihn passenderweise »Phantom«. Er hatte wirklich nirgends auch nur ein weißes Haar. Leider erschrak er sich sehr, als die Tür aufging, weil er anscheinend kein Licht kannte. Ich merkte auch sofort, dass er keinen Auslauf gehabt hatte. Er stand da nur in dem dunklen Stall herum, weil keiner mit diesem wilden Pferd umgehen konnte. Das tat mir in der Seele weh, deshalb wollten wir ihn unbedingt und auf der Stelle retten. Einen Stall weiter sahen wir noch einen kleinen weiß-grauen Schimmelhengst, auch in einer dunklen Box, ganz allein, ein wunderschönes Pony mit langer, welliger Mähne, einem vollen Schweif und genauso verwildert wie Phantom.

Solch schöne Pferde kennt man nur aus Büchern. Meine Mutter und ich mussten nicht mal miteinander sprechen, wir guckten uns nur an und wussten es beide sofort: Diese beiden Hengste würden wir zu uns nach Hause holen. Phantom sollte mein Dressurpferd werden.

Zwei Wochen später fuhr ich gemeinsam mit meiner Mutter wieder nach Dresden, um die Tiere abzuholen und auf unseren Reiterhof in Brandenburg zu bringen. Wir waren voller Vorfreude auf unsere neuen tollen Pferde, auch wenn wir durchaus Respekt vor deren Wildheit hatten. Das sollte allerdings nicht unser Problem werden.

Wir kannten den Weg und hörten gut gelaunt Radio. Trotzdem lief unser Navigationsgerät nebenbei – sicher ist sicher. Auf einmal sagte ebendieses ziemlich unvermittelt auf halber Strecke: »Nehmen Sie bitte die nächste Ausfahrt!« Was sollte das denn jetzt? Wir wussten ganz sicher, dass wir an der Stelle noch nicht abfahren mussten. Das Navi – wie Navis nun mal so sind – blieb stoisch bei seiner Ansage: »Nehmen Sie bitte die Ausfahrt! In zweihundert Metern, in hundert Metern, nehmen Sie die Ausfahrt.« Wir zögerten noch kurz. »Biegen Sie bitte jetzt rechts ab!« Wir taten widerwillig wie geheißen und nahmen die Ausfahrt. Meine Mutter meinte: »Vielleicht gibt es eine Baustelle, und das ist eine Umleitung. Es wird schon einen Grund haben.«

Als wir dann aber gerade von der Autobahn heruntergefahren waren, sagte das Navi so ziemlich genau in der Sekunde: »Bitte wenden! Fahren Sie zurück auf die Autobahn und halten Sie sich an die vorgegebene Route!« Was? Für solche Späße hatten wir echt keine Zeit – und waren total genervt. Wir hatten so gar keine Lust auf sinnlose Umwege. Aber es half ja nichts. Wir wendeten bei der

nächsten Gelegenheit. Als wir zurück auf die Autobahn fuhren, sahen wir sie sofort: die Riesenschlange an Autos. Wir hörten die Krankenwagensirenen näherkommen. Alle machten Platz. Dann herrschte Stillstand. Wir dachten schon, dass da etwas Furchtbares passiert sein musste. Da wurde im Radio genau davon berichtet: ein schwerer Autounfall auf der A 13, zwei Kilometer Stau. Wir standen etliche Stunden, so lang dauerte es, die fünf komplett demolierten Autos von der Fahrbahn zu räumen. Wie viele Verletzte oder Tote es gab, wurde nicht berichtet. Meine Mutter und ich waren uns sicher: Hätte unser Navigationsgerät uns nicht im richtigen Moment von der Autobahn weggeführt, wären wir in einen Unfall verwickelt gewesen. Das war kein Zufall. Ich war so unter Schock und so baff. Da hatte mein Schutzengel definitiv seine Finger im Spiel! Wir konnten einfach nicht glauben, was da gerade passiert war. Tief in mir drin dankte ich JK von Herzen. Jeder kann mir erzählen, das war ein Zufall – für mich war das niemals bloßer Zufall an diesem Tag! Solche Zufälle gibt es nicht.

Die Schlafparalyse

Schon mal was von einer Schlafparalyse gehört? Die gehört wohl zu den unheimlichsten Phänomenen unseres Körpers: Während der Geist wach ist, befindet sich der Körper in einer Art Lähmungszustand. Du hast das Gefühl, aus einer Situation unbedingt fliehen zu wollen, möchtest schnellstmöglich einfach nur wegrennen. Aber du kannst noch nicht mal dein rechtes Bein anheben. Denn deine komplette Muskulatur gehorcht dir nicht mehr. Wirklich gruselig, oder? Biologisch gesehen ist diese Schlafparalyse wichtig, weil so verhindert wird, dass wir in der Tiefschlafphase bei intensiven Träumen körperlich mitgehen – und dann munter durch die Wohnung spazieren und uns womöglich in irgendeiner Form selbst verletzen. Manchmal erleben Menschen diesen Vorgang allerdings nicht im Tiefschlaf, sondern bei richtig wachem Geist. Dann wird es furchteinflößend. Mir passierte das, als ich ungefähr 16 Jahre alt war.

In dieser einen Nacht regnete es in Strömen. Ich hörte die dicken Regentropfen, wie sie das Wohnzimmerfenster trafen und am Fensterbrett wie ein kleiner Wasserfall herunterliefen. Blitze und gewaltiges Donnern wechselten sich ab. Das Gewitter war so stark, man hätte meinen können, die ganze Erde bebte. Umso kuscheliger machten meine Mutter und ich es uns drinnen auf unserer riesigen L-förmigen Couch aus beigem Wildleder. Wir haben ein sehr inniges Verhältnis, und zu der Zeit schliefen wir oft zu zweit im Wohnzimmer. Meine Schwester war schon ausgezogen, und mein Vater ging manchmal früher ins Bett. Weil meine Mama und ich abends oft noch lange zusammen fernsahen, war